



Björn Kröger

ZUNEHMENDE TRÜBUNG

Geschichte eines klaren Sees

NATURKUNDEN

Für Hannab und Juni

NATURKUNDEN N° 126
herausgegeben von Judith Schalansky
bei Matthes & Seitz Berlin

Inhalt

Vorwort – Das Auge der Welt 7

DIE MYTHEN DES STECHLIN

Versuch einer Beschreibung 17 · Heilig 23 ·
Unberechenbar 26 · Unvergänglich 29 ·
Jugendlich 33 · Der Genius Loci des Stechlin 37

DER GESCHÜTZTE SEE

Zonen, Zäune und eine Eule 43 · Ein Land im
Feiertagsgewand 47 · Von Hitlerjungen und
Buchsbaumhecken 55 · Kiefern und Kulissen 64 ·
Dort wohnen, wo andere Urlaub machen 71 ·
Hinter den Kulissen 78 · Du wirst von deinem
Zauber nichts verlieren 87 · Großexperiment
Stechlinsee 96 · Silberschatz 105 · Schellente 114

TRANSFIGURATIONEN

Dunkler Spiegel 127 · Wie kann der jetzt überhaupt
so trübe sein? 133 · Begrenzende Begriffe 140 ·
Irreversibel 151 · Teufelskreise 159

Epilog – Schimmer 171

Dank 182 · Literatur 183

VORWORT – DAS AUGE DER WELT

Der Große Stechlinsee ist einer von vielen in der weiten Landschaft, die sich von Plön in Schleswig-Holstein südostwärts über die Mecklenburgische Seenplatte und die Uckermark bis hin zum Wielkopolska Seenland bei Poznan in Polen erstreckt. Er liegt ganz im Norden des Landes Brandenburg, unweit von Berlin, mitten in einem Naturschutzgebiet, mitten im Wald. Die Landschaft ist hier geprägt von der letzten Eiszeit.

Trotz seiner geschützten Lage ist der Große Stechlin einer der vielen Seen, die sich in den letzten Jahrzehnten dramatisch verändert haben – weil der Wasserspiegel gesunken ist, weil neue Arten eingewandert sind und weil das Wasser sich getrübt hat. Er ist ein See unter vielen.

Der Stechlin ist aber auch der See, an dem ich aufgewachsen bin. Heute lebe ich weit entfernt und kehre nur alle paar Jahre für kurze Stippvisiten zu ihm zurück. Dann schaue ich vom Ufer aus über die weite Wasserfläche, auf die Wälder auf der anderen Seite, hole tief Luft und steige ins Wasser.

Im Frühsommer 2020 verschlug es mich zum ersten Mal seit Jahrzehnten wieder für eine längere Zeit in seine Gegend. Ich entdeckte in diesen Wochen auf dem Rückzug aus den großen Städten mit ihren pandemiebedingt strengen Quarantäneregeln am Stechlin alte Wege. Es brauchte diese Zeit täglicher Begegnung mit dem See, um eine Ahnung davon zu bekommen, dass sich etwas grundlegend geändert hatte.

Ich hatte immer noch dieses alte Bild von ihm vor Augen, wie in einer lebenslangen Freundschaft. Er hatte sich über die Jahre schleichend verändert. Und meine Entfernung half mir nicht, seine Verwandlung zu erkennen.

Nun sah ich die Trübung. Denn auch in seiner Frühjahrstrübe hatte der See immer eine ganz besondere Farbe gehabt – erzeugt, vielleicht, von einer ihm eigenen Brechung des Lichts oder von einem unbekanntem

Widerschein in der Wassersäule. Da war immer eine gewisse Helligkeit gewesen und diese helle Lichte war in diesem Frühjahr nicht mehr da.

Das Wasser hatte nun etwas Dunkles an sich, einen mir unbekanntem Braunton, eine Farbe, die vom Laub des vergangenen Herbstes zu kommen schien. Es war unheimlich. Als hätte der See sein Leuchten verloren. Ich nahm es hilflos zur Kenntnis, war ratlos, verwirrt, ungläubig, tief bekümmert. Etwas ganz Wesentliches war anders: Die Bilder vom See stimmten nicht mehr.

Und trotzdem war er ja noch da. Ich konnte seine Ufer besuchen und in seinem Wasser schwimmen. Auch die Bäume schienen sich nicht verändert zu haben. Bis auf einige alte Kiefern, die vom Sturm gebrochen wurden, ragten alle noch wie eh und je ins Wasser. Im Juli veränderte der See dann seine Farbe wieder in jenes himmlisch-gletscherne Blau und die Leute schwärmten über seine geheimnisvolle Schönheit.

Ich aber fragte mich, was passiert war: Warum hatte ich so lange nichts bemerkt?

Vielleicht wollte ich es bis dahin auch nicht sehen. Vielleicht konnte ich es auch nicht, weil ich keine Worte hatte, mit denen ich es hätte fassen können. Vielleicht aber auch, weil es so viele Bilder davon gibt, wie der See einmal war, und davon, wie er für immer sein sollte. Hing ich einem Trugbild an? Oder war es der See selbst, der auf tragische Weise mit der ganzen Schwere seines Wassers ein bestimmtes Bild bewahrte?

Wir steigen in den See, jauchzen vor Glück, lassen uns tragen, schauen in den Himmel und rufen: ›Ach, ist das schön!‹ Wir wollen, dass es schön ist. Der See mit seinem ganzen Fassungsvermögen scheint diesen Wunsch aufzunehmen. Er lässt uns. Die Badenden tauchen schon seit Generationen an schwülen Sommerabenden in der Sonnenbucht in seinen kühlen, klaren Wasserkörper. Die Fischer senken seit je ihre Netze in die Tiefe und holen Schwärme zappelnder, silberner Maränen in ihre Boote.

Und dann ist da noch das Versprechen seines Namens: Stechlin, der Gläserne. Der Name leitet sich, so jedenfalls die meistgeliebte Interpretation, vom slawischen *steklo* her, was so viel wie Glas heißt. *Steklo*, das klingt nach sternklar und es ist ein geheimnisvolles Wort, weil nie-

mand mehr die Sprache der Leute spricht, die einst dem See und seinen umgebenden Dörfern ihre Namen gaben: Boberow, der Bieberort, Roofen, der flache Ort, Krukow, der Rabenort – im Geheimnis ihrer Namen ist verborgen, was diesen Orten einst eigen war.

Oder die Schwere der Dichtung: Von Theodor Fontane gibt es fünfhundert Seiten eines Romans mit dem Titel *Stechlin*. Der Roman, der 1898 veröffentlicht wurde, beginnt mit einem Geheimnis:

Zwischen flachen, nur an einer einzigen Stelle steil und quaiartig ansteigenden Ufern liegt er da, rundum von alten Buchen eingefaßt, deren Zweige, von ihrer eigenen Schwere nach unten gezogen, den See mit der Spitze berühren. Hie und da wächst ein wenig von Schilf und Binsen auf, aber kein Kahn zieht seine Furchen, kein Vogel singt und nur selten, daß ein Habicht drüber hinfliegt und seinen Schatten auf die Spiegelfläche wirft. Alles still hier.

Der glasklare Stechlin, der unergründliche und geheimnisvolle.

»Zwischen den dunklen Wimpern der Wälder schlug er sein großes silbernes Auge auf«, schrieb ein paar Jahrzehnte nach Fontane die Dichterin Lola Landau, die in den 1920er-Jahren am See lebte.

Beides ist bis zum Klischee in Reiseführern, Faltblättern und Werbeanzeigen für den örtlichen Tourismus wiederholt worden. Es brachte die Sommergäste. Sie kommen wie eh und je. Doch trotz des schillernden Versprechens seines Namens, der Anziehungskraft der Bilder, der Erwartungen der Urlaubenden und des Stolzes der Anwohnenden lässt es sich nicht mehr übersehen, dass es mit dem See nicht mehr ist, wie es sein sollte.

Seit einigen Jahren gibt es im Stechlin regelmäßig Blaualgenblüten. In seinem Tiefenwasser bilden sich sauerstoffarme Todeszonen. Seine einst so ausgedehnten, unterseeischen Wiesen von Armleuchteralgen sind fast verschwunden. Stattdessen wuchern allorts dicke, giftgrüne, haarige Polster der fädigen Grünalge und es bilden sich undurchdringliche Gebüsche von Rauem Hornblatt. Die Fontanemaräne, die es nur im Stechlinsee gibt, ist akut vom Aussterben bedroht.

Auch die Leute im Dorf wollten es lange nicht wahrhaben. Und es gibt ein Sinnbild ihrer Verdrängung: die Kreidetafeln, auf denen im Sommer im Ort die tagesaktuelle Wassertemperatur und die Sichttiefe verzeichnet werden. Diese Sichttiefen sinken seit Jahren. In den 1960er-Jahren lagen sie im Sommer im Schnitt bei zehn Metern. In den 1980ern waren es nur noch sechs Meter. Heute sind es mit Glück noch etwa vier Meter.

Diese Veränderungen sind nicht kontinuierlich, es gibt beträchtliche Schwankungen. Doch zehn Meter Sichttiefe, das ist Vergangenheit, das gibt es im Sommer am Stechlin nicht mehr. Vier Meter, das ist weniger als im Bodensee. Trotzdem ist es unter den norddeutschen Seen noch immer ein Wert, der sich mit Stolz auf eine Tafel schreiben lässt. Niemand käme auf die Idee, im Berliner Freibad am Wannsee eine Tafel mit der aktuellen Sichttiefe anzubringen. Es zeugt von einem sturen Hoffen auf Besserung und einem beinahe einfältigen Festhalten am Gewohnten, dass es diese täglich zur Schau gestellten Zahlen immer noch gibt.

Sie dokumentieren aber auch die Besorgnis, es könnte noch schlimmer kommen. Vor jedem Wert könnte ein solches ›noch‹ stehen – und nach jedem Wert die Furcht und die Hoffnung, was die nächste Messung wohl zeigen wird. Die Zahlen sind ein Stimmungsseismograf für den Ort. Ich bin mit ihnen aufgewachsen.

Inzwischen sind in meinem Leben viele Zahlenwerte hinzugekommen, die mir auf ganz ähnliche Weise mit einem ›noch‹ präsentiert werden und die mit der Furcht und der Hoffnung einhergehen, was als Nächstes kommt: die sommerlich niedrigen Pegelstände der Flüsse, die unzähligen Hektar brennender Wälder, die Quadratkilometer der eisfreien Arktis, die immer stärker abweichenden Temperaturen.

Das Wasser des Stechlin als Seismograf – auch das ist ein altes Bild. In Fontanes Beschreibung des Sees heißt es weiter:

... kein Vogel singt und nur selten, daß ein Habicht drüber hinfliegt und seinen Schatten auf die Spiegelfläche wirft. Alles still hier. Und doch, von Zeit zu Zeit wird es an eben dieser Stelle lebendig. Das ist, wenn es weit draußen in der Welt, sei's auf Island, sei's auf Java, zu rollen und zu grollen beginnt.

Die große Weltbewegung, sie zeigt sich der Sage nach auf den Wassern des Stechlin. Vielleicht zeigt sie sich heute in der zunehmenden Trübung. Was sind schon ein paar Wellen an der Oberfläche im Vergleich zu den Veränderungen, die in seiner Tiefe vorgehen. Mit der zunehmenden Trübung geht es dem See an die Substanz. Vielleicht müssen wir ihn neu lesen lernen.

Die Trübung des Stechlin ist nur ein Beispiel für etwas, das viele Menschen auf anders unspektakuläre Weise an vielen Orten erfahren – etwas, das schnell vergessen scheint, das keine große Beachtung findet. Wenn wir uns große Veränderungen der Welt vorstellen, dann denken wir an dramatische Ereignisse, die alle gleichermaßen betreffen, an Katastrophen, die überall auf dem Globus zu spüren sind. Dabei passieren sie immer im Speziellen, im Partikularen. Die großen Katastrophen der Erdgeschichte entfalten sich zuallererst im Kleinen, sie setzen sich zusammen aus vielen kleinen Katastrophen, die im Einzelnen nicht als Modell erhalten können, für das, was anderswo passierte. Sie sind für sich betrachtet nicht einmal besonders spektakulär.

Und doch sind es gerade diese partikulären und persönlichen Geschichten, aus denen sich die große Weltbewegung zusammensetzt. Nur durch sie kann uns deshalb auch erst verständlich werden, was abstrakt und letztlich unwirklich scheint: der Klimawandel und das Massensterben der Arten.

Der Große Stechlinsee, das war für mich immer der Fixpunkt. Von hier aus habe ich die längste Zeit meiner Kindheit die Welt betrachtet. Hier war das Zentrum. Der Rest der Welt, der unwirkliche Teil, war hinter den Wäldern, dort, wo das Fernsehprogramm herkam, wo die Bücher geschrieben wurden, wo die großen Städte waren, zwischen denen die Flugzeuge hin und her flogen, die ihre weißen Kondensstreifen am Himmel über dem Wasser hinterließen.

Wenn ich später an den Stechlin zurückkehrte, dann vergewisserte ich mich dort auch immer meiner Zeit und der Welt. Wenn ich vom Dorf zum See ging und sich sein Wasser zwischen den Zweigen der Bäume auftrat, dann sah ich, dass alles noch da war. Im großen Wirbel meines eigenen Lebens und der Ereignisse des Weltgeschehens lag er da, wie er immer da lag. Jede dieser Begegnungen war wie die Wiederkehr des Früh-

lings: Ja, die Welt dreht sich immer schneller, doch sie hat ihre Substanz noch nicht verloren.

Der Seenkundler August Thienemann schreibt: »Jeder See ist ein Organ der Erde«. Vielleicht hat Lola Landau also recht, vielleicht ist der Stechlin ein Auge. Ich schaue auf den See und blicke ins Auge der Welt. Der Große Stechlinsee in der Menzer Heide, im Norden der Mark Brandenburg, in der Mitte der norddeutschen Tiefebene, in der Mitte Europas, er trübt sich und seine Fische sterben.

Wenn es mir so lange unbemerkt blieb – mir, dem der See so wichtig schien –, wenn die Menschen, die ihn, um mit den Worten Fontanes zu sprechen, »umwohnen«, es nicht sahen oder sehen wollten, dann scheint die Vorstellung, die wir uns von ihm machen, ihren Anteil daran zu haben, in welchem Zustand er sich heute befindet.

Ich will daher versuchen, die Vorstellungswelten zu skizzieren, die unser Bild vom Stechlin und seiner Landschaft prägen. Welche Mythen und Bilder haben wir von dem See, wie sind sie entstanden und was verbindet sie mit dem Zustand des Sees?

Die Mythen verstellen den Blick auf die tiefgreifende Verwandlung der Landschaft, sie ermöglichen aber auch erst den großen Kummer und die Furcht, die mit ihr einhergehen. Mit den Mythen sehen wir den geheimnisvollen Schimmer im Wasser, der noch immer in diesem See, in diesem Auge der Welt verborgen liegt. Der alte Mythos von der Unberechenbarkeit des Stechlin zum Beispiel, mit ihm beginnt das Wuchern der Algen zu schimmern. Was passiert, ist beängstigend und in seiner Wildheit zugleich ermutigend.

So sieht er mich an, der neue alte Stechlin. In meinem Kummer um den Verlust und mit meiner Furcht vor dem, was noch kommen mag, hoffe ich, dass wir die etablierten, zerstörerischen Beziehungsweisen überwinden, die hinter den alten Landschaftsbildern stehen.



Die Mythen des Stechlin



VERSUCH EINER BESCHREIBUNG

Den Stechlin kann ich aus dem Stegreif beschreiben: Er ist ein buchtenreicher See, der sich nie in seiner Gänze zeigt. Dadurch wirkt er größer, als er eigentlich ist. Jede der vier großen, kreuzweise sich schneidenden Buchten hat ihren ganz besonderen Charakter, ihr eigenes Licht und ihre eigenen Winde. Von jeder Bucht aus hat man einen besonderen Blick auf die Seemitte.

Die Ostbucht ist die kleinste und sanfteste. Sie hat eine große Wiese als Badestelle, den schmalen Strand, den Bootssteg und die Böttchersche Fischerei. An ihrem äußersten Zipfel stehen ein paar Erlen, und der Wald ist dort sumpfig, wo ein kleiner Graben zum Dagowsee hinüberführt. Die Leute nennen diesen Teil des Sees auch den Dagower Winkel. Das Ufer ist flach und zum Wald hin steigt es nur langsam an. Die Tiefe des Sees ist von hier nicht zu erahnen. Aber man hat von hier den weitesten Blick, auf die Mitte des Sees, hinüber zur Halbinsel und bis ans hohe Ufer der Westbucht. Vom Strand der Ostbucht aus sieht man im Winter die schönsten, in ihrer Farbenpracht fast skandinavischen Sonnenuntergänge.

Die Südbucht hat einen breiten Bauch, ihr südlicher Rand hat ein langgestrecktes, seicht abfallendes und steinigtes Ufer. Etwa auf halber Strecke zwischen dem Dorf Neuglobsow und dem Ende der Bucht liegt hinter einem niedrigen Lattenzaun der Häuserkomplex der alten Fischerhütte und der neu hinzugekommenen Anlagen der limnologischen und meteorologischen Messstationen. Die Bucht endet mit dem Polzowkanal, über den eine kleine hölzerne Brücke führt, die Leddernbrück.

Hinter der Leddernbrück beginnt der wilde alte Buchenwald des Hölzchens. So wird die große Halbinsel genannt, die zahnförmig Südbucht und Westbucht voneinander trennt.

Die Westbucht ist die längste der Buchten. Wenn man den See umrundet, gibt es an der Westbucht von jedem ihrer vielen Winkel einen

anderen Blick und die Ufer sind an vielen Stellen steil und wild. Sie ist auch die entlegenste der Buchten. Von hier aus braucht man in jede Himmelsrichtung viele Kilometer bis zur nächsten befestigten Straße.

Die äußerste Spitze der Westbucht ist besonders. Sie erscheint düster, ist von Erlen umstanden, schilfig unübersichtlich und etwas vom Rest des Sees abgetrennt. Von diesem Zipfel, der die Katz genannt wird, schneidet sich in gerader Linie der Auslaufkanal des Kraftwerks durch den Bruchwald direkt zur Maschinenhalle, die als grauer, quadratischer, fensterloser Block auf einer trockenen Wiese zwischen Kiefern steht, nur wenige Hundert Meter vom See entfernt. Vom See aus ist sie trotzdem nicht zu sehen. Nur der große Schornstein mit den drei insektenhaft ausgestreckten Messfühlern an seiner Spitze erhebt sich sichtbar über die Bäume.

Der Uferwinkel zwischen Westbucht und Nordbucht gibt den besten Blick frei über die große zentrale Wasserfläche des Sees, wo auch seine tiefste Stelle ist.

Die Nordbucht erinnert dann fast an einen weiten Fjord. Sie ist massiv und ihre kilometerlangen Ufer führen auf beiden Seiten direkt auf den nördlichsten Winkel des Sees zu. Anders als die drei anderen Buchten findet die Nordbucht einen langgestreckten, beinahe rechtwinklig zu ihrer Längsachse verlaufenden Abschluss. Wegen ihrer vielen kleinen, nach Süden ausgerichteten, sandigen, seichten, mit Erlen und Buchen umrahmten Badestellen, auf denen im Sommer bis spät in den Abend die Sonne scheint, wird diese Stelle des Sees von den Leuten Sonnenbucht genannt.

An der Ostseite der Nordbucht ist das Ufer oft steil und führt an einer Stelle direkt hinauf auf den Fenchelberg. Zwischen den Bäumen hindurch blickt man von hier weit über die Westbucht hinweg in die Wälder der Menzer Heide.

Nach Norden geht der Wald bis ins Mecklenburgische. Zu den Havelseen der Dörfer Großmenow und Strasen sind es per Luftlinie fünf oder sechs Kilometer. Östlich und westlich reicht der Wald bis in die märkischen Städtchen Fürstenberg und Rheinsberg, beide sind jeweils etwa acht Kilometer entfernt, und nach Süden sind es knapp fünf Kilometer durch den Wald bis nach Menz.

Etwas ab vom See, im Wald östlich der Ostbucht, liegt Neuglobsow

am Ende einer Stichstraße, die von Fürstenberg und Menz herführt. Es ist ein zerfasertes Dorf mit mehreren Gasthöfen, Eigenheimen, Bungalowsiedlungen und ein paar großen Parkplätzen. Den See sieht man vom Ort aus nicht, und vom See auch nicht den Ort.

Der Stechlin ist von Buchenwald umschlossen. Er ist der größte Waldsee in der Menzer Heide. Die Landschaft hier ist seit je genau das: Wald, Moor und See. Neben dem Stechlin gibt es noch eine ganze Reihe kleinerer, entlegener Seen im Wald. Nicht alle fallen mir sofort ein. Ich muss auf die Karte schauen, so viele sind es: der Peetschsee, die beiden Glietzenseen, die beiden Tietzenseen, die beiden Krukowseen, die Bobrowseen, der Nehmitzsee, der Gerlinsee, der Glabatsee, der Wulwitzsee, der Wittwese, der Breutzensee, der Steutzensee, der Plötzensee, die zwei Barschseen, die zwei Teufelseen und die Fuchskuhle. Vielleicht habe ich noch den ein oder anderen kleinen See vergessen.

Die Gegend ist nur knapp anderthalb Autostunden vom Berliner Stadtrand entfernt und ist trotzdem kaum bewohnt oder von Straßen zerschnitten. Das liegt vor allem am Boden. Es lohnt hier nicht, ein Feld anzulegen oder eine Wiese zu beweiden, denn dort, wo es nicht sandig ist, gibt es steile Hänge und tiefe moorige Kuhlen, und dort, wo es keine Kuhlen gibt, gibt es nur Sand. Es ist altes Grenzland zwischen Mecklenburg und der Mark Brandenburg. Wahrscheinlich war es schon Grenzland, bevor es Mecklenburg und Brandenburg gab.

Die Slawen nannten den ausgedehnten Urwald zwischen der Prignitz im Westen und der Uckermark im Osten die Lietze. Aber das sagt heute niemand mehr und von diesen Menschen weiß man kaum etwas. Sie lebten hier in der Lietze, bevor die vor knapp achthundert Jahren von den Brandenburgern erobert wurde. Was aus ihnen wurde, ob sie bleiben konnten oder ob die deutschen Siedler sie vertrieben, liegt im Dunkeln. Vielleicht gibt es noch ein paar alte Eichen aus dieser Zeit im Wald.

Noch bis zum Mittelalter gab es in der Menzer Heide ein paar kleine Dörfer. Streit unter den Herrschenden, Raubrittertum und die Pest haben es den Menschen vor Ort nicht leicht gemacht, sich zu behaupten. Der Dreißigjährige Krieg tat sein Übriges. Heute überwachsen Kiefern und

Buchen Karad, Krukow, Stechlin und Steinstechlin, Dörfchen, die einst allesamt westlich des Sees gelegen waren. Die letzten, die die Heide bewohnt haben, waren Teerbrenner. Sie lebten davon, aus Wurzelstubben gerodeter Kiefern in rauchigen Öfen Pech zu brennen. Doch die Forstbehörde versagte ihnen am Ende die Lizenzen, sodass mit der Mitte des 19. Jahrhunderts auch die Teeröfen verschwanden.

Die ganze Menzer Heide ist ein Fiskalwald. Sie ist also nicht in viele kleine privateigene Ländereien aufgeteilt, sondern befindet sich im Ganzen im Eigentum des Staates. Anfangs gehörte sie den Brandenburgischen Kurfürsten, später den Preußen. Seit Jahrhunderten ist sie Wald, weil sie Wald sein sollte und weil sie von beamteten Förstern und Heidereitern meist innig verwaltet und gehegt wurde. Sie sollte Holz bringen und Wild. Der Forst sollte üppig und ertragreich sein und nicht von armen Dörflern bewohnt, die dort unbeobachtet wildern. Die Dörfer der Gegend hatten, wenn überhaupt, nur winzig kleine Ländereien und die Fischereirechte auf den Seen.

Es ist daher schon lange still an den alten Dorfstellen und Teerbrennereien und bis auf ein paar erstaunliche verwilderte Stachelbeersträucher deutet nichts mehr auf sie hin. Der Wind geht durch die Bäume, sonst kaum ein Geräusch. Manchmal knarrt ein dicker Ast, eine Taube gurr oder ein paar Krähen zanken sich und im Frühjahr und im Sommer zwitschern die Buchfinken aufgeregt in den Zweigen. Die Menschen kamen und gingen schon vor langer Zeit. Ihre Geschichten sind vergessen. Die Stille des Waldes ist hier die geisterhafte Stille eines Verlassenseins.

Die Förster, die in langer Ahnenreihe die Wälder der Menzer Heide bewirtschaften, hätten vielleicht ein paar Geschichten bewahren können. Aber Förster sind ja Beamte und werden vom Staat geschickt, einer nach dem anderen – und die alten erzählen den jungen wohl nichts oder sie sind mit anderem beschäftigt.

Ich habe mich immer gefragt, wie es kommt, dass trotzdem ein paar Namen von der Landschaft erhalten geblieben sind, weil ich sie niemals von jemandem ausgesprochen gehört habe. Wer sagt schon, ich war an der Katz oder im Hölzchen oder bei Stammstechlin. Bei meinen Recherchen im Brandenburgischen Landeshauptarchiv habe ich schließlich er-

fahren, dass sich einst die preußische Regierung mit einem vorgedruckten Fragebogen an die Oberförstereien gewandt hatte, mit der Bitte, die alten, vergessenen Flurnamen zu erfassen. Es brauchte die Regierung, um die Beamten in Bewegung zu setzen. Doch Musterbogen ersetzen keine Geschichten.

So birgt der Wald seine Geheimnisse und seine Verlassenheit befördert die Mythen. Für so eine im Großen und Ganzen doch recht unspektakuläre Gegend gibt es, so kommt es mir jedenfalls vor, recht viele davon.

Ich könnte vielleicht sogar sagen, der Stechlin ist ein mythischer Ort. Er ist es jedenfalls für mich. Damit meine ich nicht das breitgetretene »sagenumwoben«. Er ist für mich deshalb so mythisch, weil er ganz untergründig so stetig in meinem Leben präsent ist. Die Geschichten über ihn, über den Wald, über die Landschaft und die Welt drum herum sind meine Urgeschichten. Das heißt, mit ihnen macht mir die Welt Sinn.

Ich habe diese Geschichten und Bilder irgendwann einmal von irgendwoher von irgendwem aufgeschnappt. Sie blieben hängen – weil sie vielleicht, als ich sie gehört habe, so gut gepasst haben, oder einfach, weil sie mir seit meiner Kindheit bis zum Umfallen wiederholt und vorerzählt wurden, egal wie absurd sie sind.

Erzählt wurden sie mir nicht von meiner Großmutter oder dem Pfarrer oder sonst einer konkreten Person. Ich denke eher an unbestimmte Quellen, an die Speisekarten im Neuglobsower Fontanehaus, an einen Tonfall, der zwischen den Leuten in der Luft liegt, an Bücher, in denen das Naturschutzgebiet, der See und die Tiere und Pflanzen der Gegend beschrieben sind. Theodor Fontanes *Wanderungen in der Mark Brandenburg* habe ich erst vor ein paar Jahren das erste Mal in die Hand genommen. Seinen Roman *Der Stechlin* habe ich als Jugendlicher einmal angefangen zu lesen, weil ich dachte, es könnte interessant sein. Aber für Jugendliche ist der *Stechlin* nichts.

Mythen sind diese Geschichten vielleicht also deshalb, weil ich vergessen habe, wann und wo ich zum ersten Mal von ihnen gehört und weshalb sie sich so sehr eingepägt haben. Auch habe ich mir nie die Mühe gemacht, sie mir selbst einmal zusammenhängend als eine große

Geschichte zu erzählen. Vielleicht, weil das unmöglich ist, weil sie zusammengenommen keinen Sinn ergeben und nur als untergründiges Sammelsurium existieren. Sie sind allesamt stark, weil sie Gefühle in mir anrühren. Auch diese Gefühle ergeben keinen Sinn und ich bin nicht unbedingt stolz auf sie.

Die Eigenschaften, mit denen ich den Stechlin beschreibe, sind auch gleichzeitig seine großen Mythen: der unberechenbare, der unberührte Stechlin, ein See von jugendlicher Schönheit und Ursprünglichkeit. Ein See mitten in einem Wald gelegen, der mit seinen alten Buchen beinahe ein heiliger Ort ist.

BJÖRN KRÖGER ist Paläontologe und Kurator am Finnischen Museum für Naturkunde in Helsinki. Er ist am Stechlinsee in der Mark Brandenburg aufgewachsen, sein erster Beruf war Maschinist für Kernkraftwerksanlagen. Heute forscht er über Veränderungen in Ökosystemen in großen und kleinen zeitlichen Maßstäben und ist Spezialist für die Evolution urzeitlicher Kopffüßer.

NATURKUNDEN N°126
Erste Auflage Berlin 2026

NATURKUNDEN
herausgegeben von Judith Schalansky
erscheinen bei Matthes & Seitz Berlin
ermöglicht durch Jan Szlovak, Hamburg

Copyright © 2026
MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH
Großbeerenstr. 57A, 10965 Berlin, Deutschland
info@matthes-seitz-berlin.de
Alle Rechte vorbehalten.

Alle Abbildungen stammen vom Autor.

ABBILDUNG IM INNENDECKEL VORNE: Karte Oberförsterei Menz,
Regierungsbezirk Potsdam, 1:25 000, Naturschutzgebiet
Neuglobsow von Hand markiert, circa 1939, BHLA Rep 15C
Oberförsterei Menz 26; HINTEN: Pauline Altmann, 2026.

EINBAND, TYPOGRAFIE Pauline Altmann, Palingen
durchgesehen von Judith Schalansky
SCHRIFT Clifford von Akira Kobayashi / FontFont,
Water Resistant von Vladimir Nikolic
HERSTELLUNG Hermann Zanier, Berlin
PAPIER 90 g/qm Schleipen Fly 05 spezialweiß, 1,2-faches Volumen
DRUCK, BINDUNG Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-7518-4043-9

www.matthes-seitz-berlin.de